

ALFONS SIMON

# VERSTEHEN UND HELFEN

DIE AUFGABEN DER SCHULE

2. ERWEITERTE AUFLAGE



VERLAG VON R. OLDENBOURG

MÜNCHEN 1951

Alfons Simon, geb. am 3. 4. 1897 in München,  
Studienrat an der Lehrerbildungsanstalt in Pasing

Copyright 1950 by Verlag von R. Oldenbourg München  
Gesetzt, gedruckt und gebunden von R. Oldenbourg, Graph. Betr. C.m.b.H., München

## EIN WORT AN DIE JUNGEN LEHRER

Können wir Älteren Euch etwas übergeben, was Euch wirklich hilft? Habt Ihr nicht Eure eigenen und ganz andere Probleme zu lösen? Diese Fragen, die sich jeder stellen muß, der zu Jüngeren über seine Erfahrungen spricht, stelle auch ich mir.

Hier ist die Antwort:

Der Schule, das heißt zuerst uns Lehrern ist — beinahe unmerklich — im letzten halben Jahrhundert eine neue ganz große Aufgabe zugewachsen.

Das Kind des Jahres 1900 lebte in einer Familie, die gestützt und getragen war von unerschütterten staatlichen, kirchlichen, gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Mächten. Es empfing in dieser Familie Halt und Sicherheit fürs Leben.

Heute lebt die Familie weithin ohne diese Stützen, in Unsicherheit, in Lebensangst und Furcht vor dem Ungewissen und Millionen von Kindern wachsen auf, ohne je Wärme, Geborgenheit, Sicherheit, Beständigkeit erlebt zu haben.

Die Schule kann dabei nicht untätig zusehen. Wir werden mehr als bisher versuchen müssen, ihnen jenes Gefühl des Vertrauens zu sich und den anderen, jene Einsicht und jenes Verständnis für die Schönheit und Schwierigkeit des Lebens zu geben, die sie in unglücklichen, zerfallenden und zerfallenen Familien nicht erfahren haben. Dies wird — neben den bisherigen Aufgaben — unsere Hauptverpflichtung für die nächsten Jahrzehnte werden.

Wer auch nur die ersten Seiten der nachfolgenden Berichte liest, wird erkennen, daß sie — obwohl aus vergangenen Jahrzehnten stammend — auch von seinen Problemen erzählen, von denselben Lebensschicksalen unglücklicher Kinder und von denselben Anforderungen an den Lehrer, vor denen er heute steht und morgen und übermorgen stehen wird.

Wir haben die gleiche Aufgabe, nur ist die Eure schwerer, weil das Leben inzwischen schwieriger und unsicherer geworden ist.

Wir Älteren haben auf die beschriebene Weise versucht, eine menschliche Lösung zu finden.

Überlegt und prüft — vielleicht hilft sie Euch dazu, Eure eigene Lösung zu finden. Denn:

„Lebendig ist eine Wahrheit nur, wenn man sie selbst entdeckt oder wiederentdeckt“ (André Gide).

## I. VIER LEBENSBILDER

	Seite
Ein Störenfried . . . . .	11
Bild . . . . .	11
Vorgeschichte . . . . .	14
Weg . . . . .	26
Blick zurück . . . . .	44
Ein Musterknabe . . . . .	46
Ein Hilfsschüler . . . . .	63
Aus den Akten . . . . .	63
Neun Wochen Arbeit . . . . .	66
Gutes Ende . . . . .	75
Und wir Volksschullehrer? . . . . .	77
Ein wilder Mann . . . . .	84
Erster Eindruck . . . . .	84
Die Hauptschwierigkeiten . . . . .	92
Erste Arbeit . . . . .	105
Bilder aus der ersten Arbeit . . . . .	109
Einwände . . . . .	115
Vorläufiges Ergebnis . . . . .	123
Zwischenbericht . . . . .	126
Schlußbericht . . . . .	132

## II. UNSERE SCHULKLASSE

Der erste Schultag . . . . .	137
Aus der täglichen Arbeit . . . . .	141
Erziehung - Unterricht . . . . .	141
Die Belehrung . . . . .	148
Die Belohnung . . . . .	165
Die Strafe . . . . .	180
Die Unterrichtsarbeit . . . . .	197
Der letzte Schultag . . . . .	209
Register . . . . .	214

## EIN STORENFRIED

### BILD

„Und was willst du werden?“ — so hatte mich an meinem ersten Schultag mein Lehrer gefragt. Stolz und sicher kam die Antwort: „Ich werd ein Lehrer.“

Erst nach langen Umwegen kam ich als Dreiundzwanzigjähriger endlich doch noch an das Ziel, das mir damals so einfach zu erreichen geschienen hatte.

Nach kurzen Kriegskursen an der Lehrerbildungsanstalt und der damals üblichen Wartezeit als Praktikant wurde ich in einer mittelgroßen oberbayrischen Stadt angestellt. Meine Erst- und Zweitklassbuben machten es mir nicht schwer, die guten Vorsätze durchzuführen, deretwegen ich überhaupt Lehrer geworden war: menschlich und als guter Freund mit ihnen umzugehen und auf alle Fälle ohne den damals noch überall gebrauchten Stock auszukommen.

Nach zwei Jahren hatte ich eine sechste Knabenklasse zu übernehmen. Der bisherige Klassenlehrer übergab mir die Schülerbogen und setzte wohlwollend-ironisch hinzu: „Außerdem meine Gratulation! Da ist einer drunter, der ist der frechste Kerl, den ich in meinen dreißig Lehrerjahren gehabt habe. An dem werden Sie Ihre neuen Ideen erproben können.“

Was der Schülerbogen meldete, war nicht eben aufschlußreich:

1. Klasse: „Äußerst faul und nachlässig. Sehr großer Bewegungstrieb — doch lausbubenhaft.“

3. Klasse: Kurzsichtig.

4. Klasse: Sehr unruhig, bedarf ständiger Überwachung.“

Wie am nächsten Tag die Klasse ankommt, fällt Max zunächst nach einer ganz anderen Richtung als der erwarteten auf: er ist winzig klein, weitaus der Allerkleinste und Schwächste, ein dürf-

tiger armseliger Bub, den man gut für einen Achtjährigen halten konnte, mit abweisendem, scheuem Blick, offenbar von den Kameraden gemieden.

Der Unterricht beginnt. Schnell wird deutlich, daß das Urteil des früheren Lehrers gut begründet war. In seiner Umgebung ist ewig Unruhe, Zank und Streit. Max stört seine Nachbarn auf alle erdenkliche Weise, zwickt sie, nimmt ihnen Bleistifte, Federhalter und Federn, zerbricht sie, wirft Schmutz in die Tintengläser der anderen. In den Pausen pufft und stößt er, wo es irgend geht. Auf jede geringste, oft unabsichtliche Berührung durch einen anderen bekommt er Wutanfälle, in denen er stößt und beißt.

Die Erziehungsmittel, mit denen man uns im Seminar für solche Fälle versehen hatte: Besprechung, Mahnung, Warnung, Drohung erwiesen sich bei ihm als völlig unwirksam. An ihn war damit nicht hinzukommen.

Nach wenigen Wochen war meine Hilflosigkeit offenkundig. Ich fragte die freundlicheren unter den Lehrern der Schule um ihren Rat. „Versuchen Sie es doch mit dem Klassengeist. Damit mache ich gute Erfahrungen.“ Ich tat es: eine Andeutung an die Klasse „Vielleicht werdet Ihr mit dem Störenfried, der uns keinen Tag richtig zur Arbeit kommen läßt, besser fertig“; nach der Schule eine ordentliche Tracht Prügel durch die wütende Klasse — ohne Erfolg! „Warum isolieren Sie ihn in der Klasse nicht?“ rät ein anderer. Darauf eine kurze Ankündigung an Max: „Wenn du nicht unter deinen Kameraden sitzen kannst ohne sie immerfort zu stören, so mußt du eben hinten in der letzten Bank Platz nehmen. Und wenn du nicht in der Reihe mit uns die Treppe hinuntergehen kannst, so gehst du von nun an zehn Schritte hinter uns nach.“ Aber streiten und stören kann man auch auf Distanz. Er wirft Griffel und Federhalter und Schimpfworte über die leeren Bankreihen hinweg nach vorne und stört so nicht weniger als früher.

Schnell wird meine Lage kritisch. Zu den dauernden Störungen des Unterrichts kommen bald Klagen von außen. Er verspottet Erwachsene auf oft unflätige Weise, mißhandelt drei- bis vierjährige Kinder, schlägt sie mit der Faust ins Gesicht, wirft sie den Randstein hinunter, dreht ihnen die Hände nach hinten um. Lehrerinnen der untersten Klassen berichten, daß Max in ihre

ruhig abziehenden Klassen einbricht, einem Kind den Fuß legt oder ein anderes die Treppe hinunterstößt.

Die Klasse wird unruhig und sieht erwartungsvoll auf mich: „Darf der ungestraft alles tun?“ Lehrer der Schule, durch meine früher verkündeten pädagogischen Ideen irritiert, erkundigen sich ironisch nach den Fortschritten meiner milden Behandlung, der Schulleiter macht ein ernstes Gesicht: „So kann es nicht mehr weitergehen.“

Kein Zweifel: Es muß etwas geschehen! Die üblichen Erziehungsmittel waren ohne Erfolg geblieben, die sogenannte „Güte“ hatte sich als zu schwach erwiesen, die Lehrer hatten Recht behalten, die vorausgesagt hatten: „Sie werden bald auch da landen, wo wir schon seit Jahrzehnten stehen und wo die Lehrer immer standen. Bei solchen Naturen bleibt eben bloß das letzte Mittel.“ Außerdem wagte ich selbst an eine Besserung des Buben nicht mehr zu glauben. Aufgabe konnte jetzt bloß sein, im Interesse der Klasse die größten Ausschreitungen niederzuhalten. Ich war — innerlich verzweifelt — entschlossen, zu kapitulieren und den anderen Weg zu gehen.

Der Absprung wurde mir leicht gemacht. An einem Vormittag stand eine fassungslose Mutter mit einem schrecklich zugerichteten dreijährigen Kinde vor meiner Schultür. Max hatte das ihm völlig unbekannte Kind an eine rauh bemörtelte Wand geführt, das kleine Gesicht daran hingedrückt und war damit an der Wand heruntergefahren. Es stand blutüberströmt vor mir.

Ich ließ vom Nachbarlehrer den Stock holen und Max bekam sechs Übergelegte. Dazu die Drohung: „Bei der geringsten Gelegenheit bekommst du wieder so viel.“

Der Bub vollführte ein mörderisches Geschrei. Er verkroch sich zwei Tage lang wie ein verprügeltes Tier in seine Ecke und — war am dritten wieder der alte! Jetzt hieß es Konsequenz zeigen! Schon bald war es notwendig, meine Drohung wahrzumachen. Mit demselben Erfolg. Nach einigen Tagen war wieder alles beim alten.

Zwar konnte ich der Klasse, den Kollegen und dem Schulleiter gegenüber beweisen, daß Max sich doch nicht alles ungestraft erlauben konnte. Irgendeinen anderen Erfolg aber hatten die Strafen nicht. Ich aber mußte mir verzweifelt sagen: „Du prügelst kleine Kinder! Bist du dazu Lehrer geworden? Wohin wird dieser Weg führen?“

## VORGESCHICHTE

Das, was recht oberflächlich der „Zufall“ genannt wird, trat jetzt ins Spiel. Ich erfuhr von einer individualpsychologischen Erziehungsberatungsstelle, die nach den Grundsätzen Alfred Adlers von einigen Ärzten geleitet wurde und die Eltern und Lehrern von schwererziehbaren Kindern Rat und Hilfe versprach. Aus einer ersten persönlichen Vorbesprechung beim leitenden Arzt wurde eine länger dauernde Beratung für mich. Der Bub ist nie dabei gewesen.

Nach einer eingehenden Erzählung des in der Schule bisher Vorgefallenen bekam ich den ersten Rat: „Die körperliche Strafe hat offenbar keine Besserung gebracht. Sollten Sie deshalb nicht erwägen, sie — wenigstens für die nächste Zeit — fallen zu lassen? Das würde den kommenden Maßnahmen einen günstigen Boden bereiten.“ Ich war gerne dazu bereit. Die häßliche und demütigende Prozedur, das fürchterliche Geschrei des geschlagenen Kindes, die teils angewiderten, teils gierig-erfreuten Gesichter der anderen Kinder und die unleugbare Nutzlosigkeit des Ganzen machten mir den Entschluß nicht schwer. Es veränderte sich deswegen im Verhalten des Buben weder etwas zum Besseren noch zum Schlechteren.

Bei genauerer Nachfrage nach der Vorgeschichte mußte ich gestehen, daß ich davon wenig mehr wußte als das, was ich in den vergangenen Monaten selbst miterlebt hatte. „Verschaffen Sie sich Einzelheiten aus seinem früheren Leben. Ohne sie ist eine gründliche Beurteilung des Falles nicht möglich“ — dies war der nächste Rat. Was aus den recht zurückhaltenden Erzählungen des Buben, aus seinen sehr viel aufschlußreicheren Aufsätzen, aus Gesprächen mit den Klassenkameraden, mit früheren Lehrern, mit seiner sehr abweisenden Mutter in den nächsten Wochen und Monaten bruchstückweise herauskam, war dies:

Max ist das zweite uneheliche Kind seiner Mutter. Sie muß den Lebensunterhalt für sich und die zwei Kinder allein aufbringen. Sie geht in die Fabrik. Max wurde gleich nach seiner Geburt zur selben Kostfrau aufs Land gegeben, bei der auch sein um zwei Jahre älterer Bruder untergebracht war.

Max war von Geburt an auffallend klein und schwächlich und immer krank, hatte sehr viel mit Drüsen- und Mandelanschwellungen zu tun und ist deswegen auch schon operiert worden. Weil er auch noch weit über die normale Zeit hinaus Bettnässer war, hatte die Kostfrau mit ihm unverhältnismäßig viel mehr Arbeit als mit dem älteren Bruder. Deshalb liebt sie diesen mehr als Max, bevorzugt ihn überall und setzt den Kleinen ebensooft zurück.

Max hat es von Anfang an schwer gehabt, mit Kindern auszukommen. Er war ein unbeliebter Spielkamerad. Nachträgliche Beweise dafür mögen neben den Erzählungen der Kostmutter auch seine eigenen frühesten Kindheitserinnerungen sein.

(Was diese ersten Kindheitserinnerungen für uns Lehrer so wertvoll macht, ist dies, daß sie oft — auf geheimnisvolle Weise aus den Tausenden von Erinnerungen ausgewählt, die in die Vergessenheit versanken — in einem kleinen Bild die ganze damalige Kindheitssituation aufbewahren.)

Maxens erste Erinnerung:

Er schläft mit dem vierzehnjährigen Buben seiner Kostmutter in einem Bett. Der näßt oft das Bett, steht während der Nacht auf und schiebt ihn auf den nassen Platz. Er behauptet am Morgen, der Kleine habe genäßt. Dieser entgeht mit Mühe unverdienten Prügelein.

Eine zweite Erinnerung aus der Zeit:

Eine Kutsche fährt durch seine Straße. Er läuft ihr nach und will sich hinten auf die Achse setzen. Ein anderer Bub sitzt schon droben. Es wäre Platz für beide. Der andere, stärkere läßt ihn aber nicht hin. Max versucht sich auf eine der großen Wagenfedern zu setzen, verliert das Gleichgewicht, fällt unglücklich herunter und bleibt eine Zeitlang bewußtlos liegen.

Max hatte sich sehr auf die Schule gefreut, kam aber zu einer — wie er sagt — „grogen alten Lehrerin“ und seine Freude war schnell vorbei. Er bekam auch bald Strafe; die erste deshalb, weil er einem Kameraden, der ihn getratzt hatte, eine Feder aus der Griffelschachtel nahm und zerbrach. Das schulische Ergebnis des ersten halben Jahres (neben der Bemerkung im Schülerbogen: „Äußerst faul und nachlässig“ — bei damals geltenden vier Notestufen) war:

Religion 4, Bibel 4, Schreiblesen 4, Gedächtnisübung 4, Schön-

schreiben 4, mündliches Rechnen 4, schriftliches Rechnen 4, Anschauungsunterricht 4, Singen 4, Zeichnen 4. Notensumme 64 (die schlechteste, die überhaupt zu erlangen war).

Jetzt heiratete die Mutter, brauchte nicht mehr in die Fabrik zu gehen und nahm Max zu sich. Der kam damit in die Stadtschule zu einem Lehrer, der ihn besser verstand. So brachte es der Bub bis zum Schluß der ersten Klasse auf die Notensumme 42 (= im Durchschnitt 2—3).

Von jetzt ab lebte Max also bei der Mutter und beim Stiefvater. Die Hoffnung der Mutter, es durch die Ehe etwas besser zu kriegen, erfüllte sich nicht. Der Mann saß nächtelang im Wirtshaus, schimpfte, wenn er zu Hause war, sehr oft und bedrohte die Frau mit dem Messer. Der Sechsjährige war Zeuge davon. Die wenigen Versuche des Stiefvaters, mit dem Kinde in Beziehung zu kommen, schlugen fehl. Ein Aufsatz des Max, den er zu dem Thema „Wie mein Vater einmal lustig war“ schrieb, berichtet darüber:

„Wie er einmal gut aufgelegt war, sprach er zu mir: Komm du einmal her zu mir, dann bekommst du etwas Gutes von mir. Schnell lief ich hin. Als ich fragte, was ich bekomme, sprach er: Geh nur wieder hin, wo du hergekommen bist. Das ärgerte mich und ich biß ihn in die Hand. Da war alle Lust vorbei. Er setzte sich auf den Stuhl und machte einen Stutzkopf.“

Wie der Vater einmal um vier Uhr früh betrunken heimkommt, läßt ihn die Mutter nicht mehr in die Wohnung. Er klopft und schlägt eine Stunde lang gegen die Tür — ohne Erfolg. Die Ehe wird geschieden. Die Mutter, die Max immer zum Vertrauten gegen den Vater gemacht hat, erzählt ihm jetzt, daß dieser „immer mit Anderen herumgezogen“ sei.

Sie ist heute ein vom Leben schwer enttäuschter Mensch. Jetzt hat sie überhaupt keinen Verkehr mit irgend jemand mehr. Seit einem halben Jahr hat kein Mensch ihre Wohnung besuchsweise betreten; denn — so erzählt der Bub —: „Alle Menschen fangen mit ihr Streit an und zerkrigen sich mit ihr.“

Ihr einziger menschlicher Umgang ist ihr Kind. Sie erzählt ihm alle Dinge, die eine Frau ihrem Mann erzählt; ihre Erlebnisse mit den Nachbarinnen; wie ihr Arbeitgeber sie hintergeht; ihre Träume. Ein charakteristischer lautet: Sie will mit Max weit fortfahren. In der Bahnhofswirtschaft holt sie sich noch ein Glas Bier. Wie

sie zurückkommt, ist er nicht mehr da. Sie sucht ihn voll Angst und findet ihn in einem Rucksack in einer Ecke. Im gleichen Augenblick saust der Zug daher. Sie schleppt den Buben im Rucksack hinaus auf den Bahnsteig. Der Zug fährt an. Sie bringt den Rucksack mit knapper Not hinein in den Wagen; er kommt ihr aber wieder aus. Sie springt in höchster Angst aus dem Zug. Sie fürchtet, er sei unter die Räder gekollert. Max ist aber unterdessen aus dem Rucksack gekrochen und lacht.

Dementsprechend ist auch das Verhältnis des Buben zu seiner Mutter. Er spielt und scherzt ausschließlich mit ihr. Das Ende all seiner Untaten in der Schule oder auf der Straße ist, daß er auf kürzestem Wege nach Hause rennt, dort mit offenen Armen empfangen und gegen alle ihn anklagenden Mütter verteidigt wird. Dies dankt er ihr durch besondere Aufmerksamkeit. So geht er z. B. am Silvesterabend wie alle armen Kinder der Stadt von Haus zu Haus, wünscht den Leuten ein gutes neues Jahr und bekommt so nach und nach etwas mehr als zwei Mark geschenkt. Er weiß, daß seine Mutter sich schon seit langem eine Bluse wünscht. In einem kleinen Damenmodengeschäft hat er in der Auslage einen Stoffrest gesehen, der zwei Mark kosten soll. Noch spät am Abend, von seinem Gang heimkommend, geht er in das Geschäft, läutet die Besitzerin aus der dahinterliegenden Wohnung, kauft den Stoff und legt ihn der Mutter zum Neujahrmorgen auf den Tisch.

Über seine Zukunftspläne berichtet ein kurzer Aufsatz:

„Ich will ein Elektrotechniker werden, weil dies ein schöner Beruf ist und weil ich viel Geld dabei verdiene. Ich werde meine Mutter zu mir nehmen. Dann braucht sie nicht mehr zu arbeiten. Es wird nicht so sein wie bei Müllers, wo die sechzigjährige Frau Müller noch immer für die Fanni, die siebenunddreißig Jahre alt ist, arbeiten muß. Das hat mir meine Mutter genau erzählt, wie faul die ist.“

Viele seiner Aufsätze beschäftigen sich mit dem Verhältnis zu seiner Mutter, manche in solcher Einkleidung, daß die tiefere Bedeutung ihm sicher selber nicht bewußt geworden ist. So schreibt er zu dem Thema „Die Geschichte, die mir am allerbesten gefallen hat“:

„Die Mutter und ihr Kind.

Der König kam in die Stadt. Alle Leute verneigten sich tief. Nur

eine Mutter nicht. Sie trug ein kleines Kind am Arm und fürchtete, es möchte ihr entfallen. Der König schickte Diener hin, kommt sogar selbst: Warum verneigst du dich nicht? Mein Kind schrie eben, da überhörte ich Euer Kommen. Der König ward zornig, ließ ihr das Kind entreißen und ritt mit ihm fort. Die Mutter war traurig und weinte, die Leute aber lachten sie aus.

Da stand plötzlich ein Knabe vor ihr; es war der Wind. Er sprach: Wenn du mir dein schönes Haar gibst, zeige ich dir den Weg zu deinem Kind. Sie gab ihm das Haar und später einer Nixe, die sie über das Meer brachte, ihre schönen Augen. Als Blinde wurde sie dann ergriffen und weil sie alle Auskunft verweigerte, in den Kerker geworfen. Ihr Kind — vom König an Kindesstatt angenommen — wurde todkrank. Dreimal rettete die Mutter unerkannt das Kind vom Tode. Der König nahm sie dafür zur Frau, kaufte Haare und Augen zurück und sie lebten nun in Freuden.“

Hat sich nicht, während wir diese Bruchstücke aus dem früheren Leben lesen, in uns unmerklich eine Wandlung vollzogen, ähnlich der, wie ich sie — freilich in viel stärkerem Maße — damals erlebt habe? Ist es uns noch möglich, unbedenklich und allein das „Böse“ an dem Buben zu sehen? Ist durch die spärlichen Erinnerungen nicht deutlich geworden, daß er kein sehr glückliches Leben hinter sich hat? So kam es mir damals nach dieser kurzen Forschungsarbeit erst zum Bewußtsein, daß er gar nicht so aussah, wie Kinder seines Alters gewöhnlich aussehen: nicht frisch, unbekümmert, offen und zugänglich, sondern scheu, gedrückt wie ein krankes Tier.

Wer sich damit zufrieden gibt, das Zustandsbild genau nachzuzeichnen, das der Bub zu Anfang bot, muß zu dem Schluß kommen: ein äußerst asozialer Typ mit ganz starken sadistischen Anlagen. Nach den Erfahrungen, die bis dahin die Umwelt und die Schule mit ihm gemacht hatten, war nicht anzunehmen, daß daran viel geändert werden kann. Die Erscheinungen deuteten auf starke, vererbte Anlagen und schienen darum ziemlich sicher unveränderbar zu sein.

Die kurze Beschäftigung mit seinem Vorleben und die wenigen Daten daraus machen das Bild des Kindes viel weniger eindeutig und übersichtlich: von Anfang an fehlende Gesundheit, traurige

Familienverhältnisse, schlechte und gute Charakterzüge eng miteinander verflochten — im ganzen eine schwere, nicht eben glückliche Kindheit. Was im Urteil des Betrachters ursprünglich sicher zu sein schien, erweist sich schon bei diesem oberflächlich-näheren Hinsehen als fragwürdig.

Zwar sind wir noch weit von irgendeinem Verständnis der Zusammenhänge entfernt, aber die kurze Beschäftigung mit dem Vorleben hat uns auf einen Weg gebracht, der uns vom moralischen Gebiet auf das psychologische zu führen verspricht.

Damit haben wir nach der Meinung des beratenden Arztes das erste Hindernis hinter uns, das einem kommenden wirklichen Verständnis entgegensteht.

Ehe praktische Erziehungsmaßnahmen erwogen werden konnten, war nach dem Rat des Arztes ein weiterer Schritt zu tun.

Bisher war immer nur davon die Rede gewesen, wie die Welt den Buben sieht. Wenn wir einem wirklichen Verständnis näherkommen wollen, müssen wir versuchen zu sehen, wie er die Welt sieht. Einen fremden Menschen — so setzte der Arzt auseinander — kann man erst dann verstehen, wenn man sich für einige Zeit in ihn hineindenkt, sich auf seinen Standpunkt stellt, so daß man die Welt mit seinen Augen sehen lernt.

„Jeder Mensch ist so unglücklich, wie er sich fühlt“ steht bei Seneca. Entscheidend für unser Leben sind nicht die objektiven Tatsachen, sondern allein der subjektive Eindruck, den sie auf uns machen. Ohne seinen subjektiven Eindruck vom Leben zu kennen, ist es nicht möglich, einen Menschen zu verstehen.

Damit ist unsere nächste Aufgabe deutlich: Wir müssen dahinterkommen, wie das Kind seine Welt erlebt hat.

Wenn wir uns auch hüten müssen vor nachträglichen Interpretationen, einige äußere Umstände seines damaligen Lebens und die Wirkungen auf seine innere Entwicklung sind bei aller Behutsamkeit auch jetzt noch mit Sicherheit darzustellen.

Der Start dieses Lebens war — von welcher Seite man es auch ansehen will — denkbar ungünstig.

Die schweren Organminderwertigkeiten (die abnorme Kleinheit, seine Schwäche und Anfälligkeit und immerwährende Kränklichkeit, die viel zu lange dauernde Unsauberkeit) stellten die Erzieher dieses Kindes schon in den ersten Lebensmonaten vor außer-

ordentliche Aufgaben: sich gleicherweise freizuhalten von jedem Mitleid, von daraus fließender immerwährender Fürsorge, aber auch von Ungeduld und Ärger über die zu große Beanspruchung. Die Pflegemutter des Kindes war offenbar diesen Schwierigkeiten nicht gewachsen. Sie war ärgerlich über die viele Arbeit, die der Kleine ins Haus brachte. Das Kind mußte sich in seinen allerersten Lebensmonaten schon ungeliebt fühlen.

Es ist eine gesicherte Erkenntnis der Tiefenpsychologie, daß die allerersten Lebensjahre entscheidend für die Charakterentwicklung eines Menschen und ausschlaggebend für sein ganzes späteres Leben sind.

Max lebte sechs Jahre in dieser Umgebung. Er konnte kein sehr freundliches Bild von dieser Welt bekommen, die ihn als Last empfand und auch so behandelte. Sie hatte nicht viel dazu getan, ihm als vertrauenswürdig zu erscheinen.

Es gehört viel menschliche Einsicht dazu, sich mit der Rolle eines dauernd Zurückgesetzten abzufinden. Nicht viele Erwachsene kommen in solcher Lage zurecht.

Max erlebte diese Situation vom ersten Lebenstag an. Der ältere Bruder saß warm im Nest und besaß das Herz der Pflegemutter ganz. Max zog überall den Kürzeren. Konnte er — ein uneinsichtiges, an dem Zustand unschuldiges Kind — das anders als ein immerwährendes bitteres Unrecht empfinden? Mußte er nicht allein deshalb schon mißtrauisch und mißgünstig werden?

Wir dürfen mit Sicherheit annehmen, daß die ersten tiefen Wurzeln seiner späteren feindseligen Haltung zur Umwelt hier liegen. Mit sechs Jahren kam er heim zur Mutter. Sie hätte noch manche Möglichkeit gehabt, das schiefe Bild, das Max vom Leben mitbrachte, richtigzustellen; also ihm zu zeigen, daß er auch mit seinem schwachen und kleinen Körper seinen Platz in der Welt gut ausfüllen kann und daß nicht alle Menschen voreingenommen und ungerecht gegen ihn sind.

Sie war aber selber ein zu unglücklicher Mensch, als daß sie diese nicht leichte Aufgabe hätte bewältigen können. Sie hatte nach den früheren zwei großen Enttäuschungen, daß die Väter ihrer zwei Kinder sie sitzen ließen, nun noch die dritte zu überstehen, daß auch ihre Ehe ein Fehlschlag war. Sie konnte für niemand eine Stütze sein; sie brauchte selbst Hilfe. Indem sie den kleinen Buben möglichst nah an sich heranzog, ihn zum Vertrauten gegen

den Vater und die böse Welt machte, hoffte sie in ihm den einen Menschen zu finden, der sie verstand. Sie fand ihn wohl auch. Aber welchen Preis hatte das Kind dafür zu bezahlen? Sein mitgebrachtes Vorurteil und Mißtrauen gegen die Welt wurde durch hundert Erzählungen bestärkt: niemand konnte man trauen, alle Menschen waren Feinde!

Ist es schwer, sich vorzustellen, wie ein Kind mit diesen festeingewurzelten Anschauungen sich auf dem Spielplatz, unter Kindern, unter Erwachsenen benimmt?, sich weiter vorzustellen, wie diese Kinder, diese Erwachsenen es aufnehmen? Weil es zurückhaltend und mißtrauisch an die Menschen herangeht, wird es zurückhaltend und mißtrauisch empfangen werden. Daß dabei nichts Gutes herauskommen kann, ist klar. Weil so das Kind keine guten Erfahrungen machen wird, wird es das nächste Mal noch etwas mißtrauischer an die Menschen herangehen, wird es so Stück für Stück sich immer weiter von der Gemeinschaft der anderen entfernen.

Der Traum der Mutter von dem Kind im Rucksack, das sie zu verlieren fürchtet; die Geschichte von der Mutter, die Haar und Augen für ihr Kind opfert; die ersten Kindheitserinnerungen des Buben, die (so verschieden die äußeren Situationen sind) doch aus der gleichen Gemütslage stammen: „Die Älteren verdrängen mich von meinem Platz, der mir zusteht“ — dies alles beweist heute noch ziemlich unwiderleglich, daß Mutter und Kind damals die Welt so feindlich, so gefährlich angesehen haben.

Nun kommt der Schritt in den nächstgrößeren Lebenskreis, in die Schule. An diesem Punkt ist es nicht schwer zu zeigen, welche außerordentlich große Verantwortung die Schule, zunächst der erste Lehrer übernimmt. In jeder Klasse sitzen einige Kinder, die ähnliche Erfahrungen wie Max gemacht haben und ähnlich wie er übervorsichtig und mißtrauisch der Umwelt gegenüber geworden sind.

Der Lehrer hätte jetzt die Aufgabe zu erfüllen, an der die Mütter und Väter versagt haben: das mitgebrachte Mißtrauen durch einsichtige, geduldige und wohlwollende Führung langsam zu zerstreuen. Voraussetzung hiezu wäre freilich, daß er selber nicht mißtrauisch ist, daß er optimistischer von seinen Arbeitsmöglich-

keiten denkt und nicht bei den ersten größeren Schwierigkeiten sofort unveränderliche Anlagen annimmt, daß er ein gewisses Maß von psychologischen Einsichten in die Kindesentwicklung und ihre Störungen mitbringt, daß er nicht am äußeren Erscheinungsbild haften bleibt und sich nicht damit begnügt, seine Kinder nach Typen oder Verhaltensweisen zu klassifizieren.

Die erste Lehrerin des Max war dieser Aufgabe offensichtlich nicht gewachsen. Das beweist allein schon unwiderleglich die Notensumme 64 im ersten Zeugnis. Solch ein Kind, das — ohne geistig gestört zu sein — in allen zehn Fächern ungenügend sein soll, gibt es nicht! Auch Max war kein solches. Er machte sicher große Schwierigkeiten, war unverträglich, widerspenstig, lernte darum auch schlecht. Die Benotung aber ist viel mehr ein bleibendes Zeugnis für die Unfähigkeit der Lehrerin diesen Schwierigkeiten gegenüber als eines über die Unfähigkeit des Schülers.

Was hinter diesen zehn „Ungenügend“ an Demütigungen, Bloßstellungen und Strafen, auch an Unfreundlichkeiten und Häßlichkeiten der Klassenkameraden gegen ihn steht, ist nicht schwer vorzustellen. (Denn die Klasse ist immer das Spiegelbild des Lehrers.)

Noch weniger Phantasie ist nötig, sich auszumalen, wie diese eiskalte Dusche auf das ohnehin schon wunde Selbstgefühl des Max wirken mußte; wie er jetzt — nach so vielen Enttäuschungen — den endgültigen Beweis dafür bekam, daß man sich auf nichts freuen, daß man niemandem außer der Mutter trauen darf, daß alle Menschen seine Feinde sind.

Gerade der letzte Schluß ist besonders gefährlich. Wer mit dieser Überzeugung an die Menschen herangeht, wird fast immer von ihnen den Beweis geliefert bekommen, daß sie wirklich feindlich gesinnt sind. Wer aber will einem unerfahrenen Kind die Schablonenhaftigkeit dieser Anschauung vom Leben zur Last legen, wenn wir feststellen müssen, daß die Mehrzahl aller Erwachsenen mit solch einem Pauschalurteil ihr ganzes Leben verbringt: „Alle Franken, alle Preußen, alle Franzosen, alle Amerikaner, alle Neger, alle Juden sind . . .“?

Welche Lebensmöglichkeit bleibt einem Kinde, dem alle Fähigkeiten und jede Möglichkeit, Anerkennung zu erwerben, abgesprochen werden? Es kann zu keinem anderen Schluß kommen

als zu dem: „Ich passe nicht zu den übrigen; ihre Gemeinschaft ist nichts für mich.“ Es müßte sich notwendigerweise weiter sagen: „Ich kann da nicht mittun.“

Dies würde heißen, sich selbst aufzugeben, würde in allen Punkten und für immer zur passiven Rolle im Leben verurteilen. Das erträgt kein Kind. Dies erträgt natürlich auch kein Erwachsener. Stellen wir uns vor, wir wären immer und überall der Unfähige, der Dumme, der Unbrauchbare; uns würde von jedem Schulleiter und jedem Schulrat dies immer wieder bescheinigt, uns würden von ihnen alle anderen als die Tüchtigen und Überlegenen hingestellt, die wir „ja doch nicht erreichen werden“ — auch wir könnten dieses Leben nicht ertragen. Auch wir kämen dahin, wohin jeder Mensch in solch einer Lage unfehlbar kommen muß. Nach der Philosophie von den saueren Trauben wird durch einen geschickten, immer unbewußten Selbstbetrug die Formel „Ich kann nicht“ vertauscht mit der anderen „Ich will nicht“. Damit ist das Prestige gerettet, aus der passiven eine sehr aktive Rolle geworden, damit prallt alle Zurücksetzung und alle Erniedrigung ab an dem schützenden Gedanken „Ich will ja gar nicht. Wenn ich nur wollte, dann...“ Jetzt ist auch von einem Aufgeben seiner Person keine Rede mehr. Im Gegenteil: Sie zu behaupten, unter allen Umständen und ohne Rücksicht auf die Mittel, das ist nun das Ziel.

Der Kampf des Max gegen die Gemeinschaft geht in mehreren, einander scheinbar widersprechenden Formen vor sich. Zunächst auf der Linie des geringsten Widerstandes: gegen die kleinen Kinder. Von Gleichaltrigen kann er sich keine Anerkennung holen. Körperlich ist er zu schwach und im Lernen ist er als der Unfähige abseits gestellt. Darum geht er zu den ganz Kleinen. Ihnen gegenüber ist auch er noch der Überlegene und Große. An ihnen läßt er seinen „Übermut“ aus, wie es seine Mutter nennt. Er riskiert nicht viel dabei. Nach jeder Untat läuft er auf dem kürzesten Weg nach Hause und dort deckt ihn seine Mutter bedingungslos gegen jeden, der mit einer Klage kommt.

In einem seltsamen Kontrast dazu steht sein Kampf gegen die Klasse und gegen den Lehrer. Hier kämpft er auf der Linie des stärksten Widerstandes. Hier zieht er auf sehr schmerzhaft Weise